

Das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins und dessen Umwandlung in ein Philanthropin

Autor(en): **Roedel, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins**

Band (Jahr): **59 (1941)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-147388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins und dessen Umwandlung in ein Philanthropin

Von Christian Roedel

Am 3. Mai 1761 kamen neun Männer, denen das Wohl der Dreizehnörtigen Eidgenossenschaft am Herzen lag, zur Beratung in Schinznach zusammen. Auf ihre Initiative hin konstituierte sich dann im folgenden Jahr die sogenannte Helvetische Gesellschaft und erweiterte den Kreis ihrer Mitglieder nach und nach über die ganze damalige Schweiz. Die Helvetische Gesellschaft hatte sich das Ziel gesetzt, die Wohlfahrt ihres Vaterlandes zu fördern und alle edlen Gedanken und Taten zu unterstützen, die demselben nützlich wären. So waren denn auch erzieherische Reformprobleme nicht selten der Gegenstand der Diskussionen.

Der greise Staatsrat Franz Urs Balthasar in Luzern ward der erste Vorsteher der Gesellschaft. Er konnte aber infolge gestörter Gesundheit an keiner Versammlung teilnehmen und starb schon 1763, als die Helvetische Gesellschaft erst zwei Jahre bestanden hatte.

Kurze Zeit vor der Gründung der Helvetischen Gesellschaft war in Form eines anonymen Flugblattes eine Schrift von Balthasar erschienen, betitelt: «Patriotische Träume eines Eydgenossen, von einem Mittel, die veraltete Eydgenossenschaft wieder zu verjüngern». Balthasar verlangt hier eine dem Staate nützlichere Bildung seiner zukünftigen Führer. Bisher waren diejenigen Knaben, die Aussicht hatten, zu Ehren und Ämtern zu gelangen, ins Ausland gezogen und häufig als für ihren Beruf vollständig untauglich zurückgekehrt, wie Balthasar sagt, als Saufbrüder, Idioten, mit ausländischen Lastern Angefüllte, als Grosssprecher oder Aufschneider oder im besten Fall als solche, welche wohl hersagen konnten, «wie zahlreich die französischen Kriegsheere», «wie volkreich China», «wieviel Herzogtümer in Deutschland» seien (Keller, Das rhät. Sem. Haldenstein-Marschl., S. 7), aber keine Ahnung hatten, wie ihr Vaterland

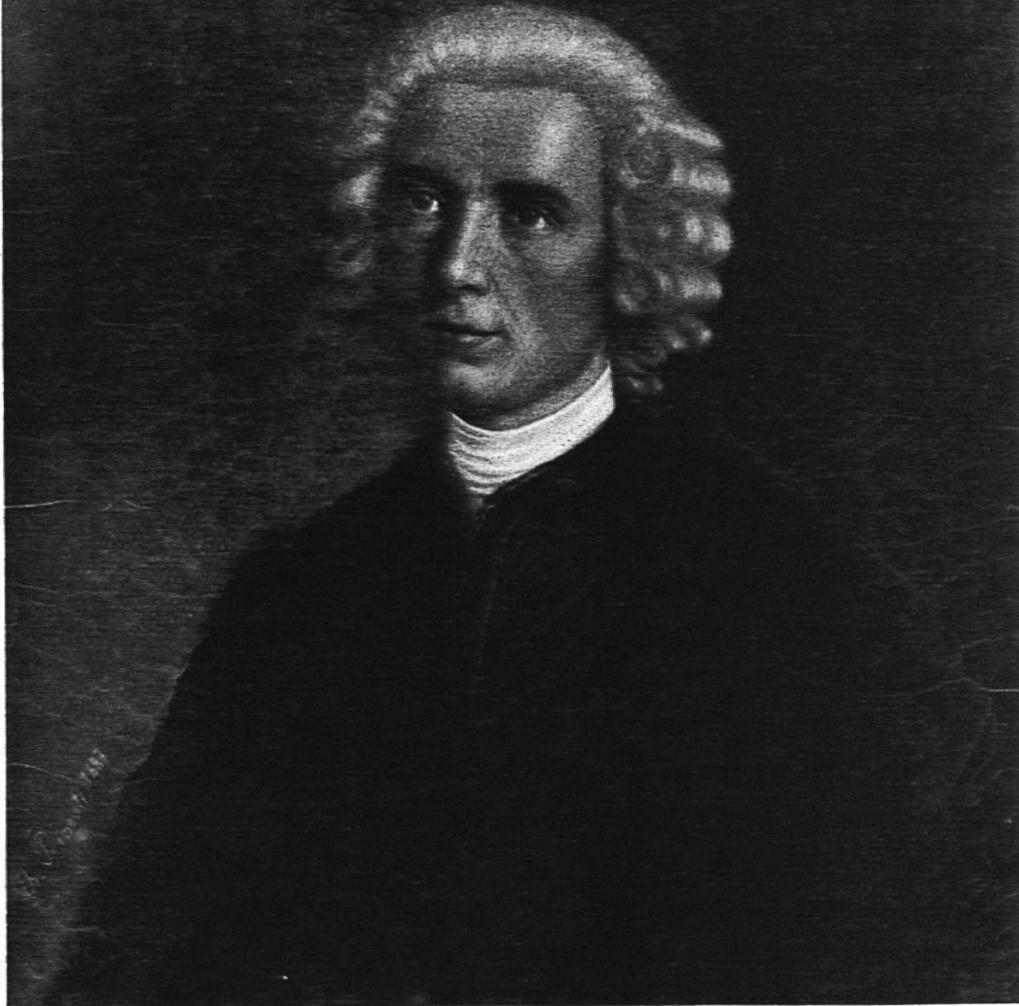
beschaffen war. Balthasar möchte aus jedem der dreizehn Orte etwa zehn Knaben in einem direkt dem Staate unterstellten Seminar unterbringen und für den Dienst an ihrem Vaterland erziehen. Der drei Jahre dauernde Lehrgang sollte im Wesentlichen folgendes umfassen: Kenntnis der vaterländischen Geschichte und der gegenwärtigen politischen Zustände in der Eidgenossenschaft und in den einzelnen Orten, Vorbereitung auf das öffentliche Auftreten als Redner und Vorbereitung auf den Militärdienst. Diese sehr einseitigen Vorschläge Balthasars wurden vom Zürcher Professor Johann Bodmer aufgegriffen und revidiert. Bodmer war der Meinung, dass keine dreijährige Schulung notwendig sei, sondern dass ein Beisammensein von einigen Monaten genüge, um die nötige Bildung zu vermitteln. Dann behält, wie er selbst sich ausdrückt, «die Sinnes-Art, das Gemüth, das Temperament» des Schülers «eine gewisse Tinctur bis ins Alter». Bodmer spricht daher auch nicht von einer Erziehungsanstalt, sondern von einer sogenannten «Helvetischen Tisch-Gesellschaft», wodurch er das gesellige Zusammensein in den Vordergrund stellt. Aber auch Bodmer befürwortete die einseitige patriotische Bildung; er verteidigt diesen Standpunkt, indem er schreibt: «Patriotisme ist nicht Feindschaft gegen fremde Staaten noch Donquichotisme». Der Lehrplan ist daher im Grossen und Ganzen gleich wie bei den Vorschlägen Balthasars; nur insofern hat Bodmer fortschrittlichere Ideen, als er an Unterricht in der Messkunst, in der Baukunst, im Feldbau denkt. Ferner fügt er noch kleinlaut bei: «Würde man sich ärgern, wenn ich von einem Tischgenossen auch körperliche Übungen und mechanische Arbeiten forderte; Anlegung von Feld, Holz, Baum- und Kräuter-Gärten, Fischteichen, worüber man sich nach der Natur des Bodens, wo das Haus zu stehen kömmt, zu richten haben würde?» (Keller, Das rhät. Seminar Haldenstein-Marschl., S. 10). Das Institut Bodmers sollte unentgeltlich Bemittelten und Unbemittelten zugänglich sein. Das war wohl der Hauptgrund, weshalb Bodmers Pläne nicht verwirklicht werden konnten. Es ist begreiflich, dass weder die aristokratischen Regierungen von Zürich und Bern, noch die vermögenden Patrizier dazu zu bewegen waren, ein Unternehmen zu begünstigen, in welchem Edelgeborene neben Bauernsöhnen Kohl und Rüben pflanzen sollten.

Die Helvetische Gesellschaft, die sich gern der Sache Bodmers angenommen hätte, befand sich in einer bösen Klemme. Als Bodmer

ihr seinen sogenannten «Rohen Entwurf einer Helvetischen Tisch-Gesellschaft» zur Prüfung vorlegte, erwogen die Männer die Schwierigkeiten, die sich zwischen Idee und Verwirklichung stellten, lange hin und her und beschlossen schliesslich zunächst, sowohl die «Patriotischen Träume» von Balthasar als auch die Ideen Bodmers als Anhang zu ihren Verhandlungen von 1765 drucken zu lassen. Im Übrigen sollte «dem Herrn Bodmer der lebhafteste Dank bezeugt werden für die so liebreiche und geschickte Aufmunterung und Eröffnung eines klugen Entwurfs. Da aber gar namhafte Bedenken gegen eine solche Unternehmung verhindert haben, weiters zu schreiten, ist desnahen den sammtlichen Mitgliedern übergeben worden, unter dem Jahr wohl zu überlegen, ob und wie nützlich, auch ob und wie möglich die Ausführung dieses Planes seye, und das Befinden bey der nächsten Jahrs-Versammlung zu hinterbringen» (Verhandlungen d. Helv. Gesellsch., Jahrgang 1765, S. 7). In der folgenden Sitzung erscheint der Gegenstand wieder, aber auch diesmal ohne Erfolg. Auch diesmal wird beschlossen, ihn «von neuem in reife Überlegung zu nehmen, und bey nächster Jahrs-Versammlung, die unterweilen gesammelten Gedanken, zu hinterbringen» (Verhandlungen d. Helv. Gesellsch., Jahrgang 1766, S. 8). Das war die letzte Resolution in bezug auf den Plan Bodmers.

In der gleichen Zeit, in der der Plan Bodmers hin- und herberaten wurde, entstand in der rhätischen Republik mit weniger Lärm und mehr Erfolg ein dem Balthasar-Bodmer-Projekt ähnliches Erziehungsinstitut. Es war das Seminar von Haldenstein. Sein Gründer, Martin von Planta, stammte aus Süs im Unterengadin und hatte Theologie studiert. Wir finden den jungen Theologen zunächst in Oberzenn in Bayern als Hauslehrer bei einem Baron von Seckendorf. Dieser Baron empfahl ihn nach London an den Dienst der deutschen reformierten Kirche, wo der 23jährige Planta als Pfarrer gewählt wurde. Es zeigte sich aber, dass das Londoner Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich war; er musste auf ärztlichen Rat London verlassen und zog wieder in die Täler Rhätens, wie es scheint, ohne zunächst zu wissen, wie er sich durchschlagen sollte. Da erhielt er bei Jakob von Planta von Zutz im Oberengadin, welcher in der Landschaft Cleven (Chiavenna) das Amt eines Commissari (Oberamtmann) ausübte, eine Stelle als Hauslehrer. Der bündnerische Adel pflegte damals für die Unter-

PROFESSOR
MARTIN VON PLANTA



weisung seiner Söhne Kandidaten der Theologie anzustellen; die meisten kamen aus Deutschland; Einheimische fanden nur dann Berücksichtigung, wenn sie sich auch die Welt ausserhalb ihrer engeren Heimat angesehen hatten. Planta verwaltete dieses Amt eines Hauslehrers in Chur, wo er Gelegenheit hatte, Johann Peter Neseemann kennen zu lernen, welcher ebenfalls als Hauslehrer bei der Familie des Generals Salomon von Sprecher angestellt war. Die beiden wurden rasch gute Freunde. Neseemann stammte aus dem Magdeburgischen und hatte in Halle die Francke'sche Schule besucht und später dort als Lehrer gewirkt. Die Möglichkeit und

Notwendigkeit der Errichtung gemeinnütziger Erziehungsanstalten waren oft der Gegenstand ihrer Unterredungen. «Wir wurden einig», sagt Planta später (Verhandlungen der Helv. Ges. 1766, S. 29), «dass, wenn es die Umstände einmal so fügen sollten, wir nichts besseres und wichtigeres thun könnten, als uns einem solchen Werke zu widmen.» Martin von Planta musste seinen Zögling nach Cleven begleiten in das Haus des Commissars. Hier arbeitete Planta einen Plan von einem Erziehungsinstitut aus und setzte sich in Verbindung mit verschiedenen dortigen Männern, die alle im Prinzip bereit waren, ihn zu unterstützen; aber die meisten machten ihren Beistand von dem Orte, wo Planta sein Institut einrichten wollte, abhängig, und da Planta bereits dafür die Freiherrschaft Haldenstein ausgewählt hatte, zerschlug sich das Unternehmen. 1753 wurde Planta von Chur weg als Pfarrer nach Zizers berufen. Ganz nahe bei Zizers aber lebte ein Mann, mit dem Planta wieder über die Notwendigkeit guter Schulen und die Gründung einer Bildungsanstalt zu sprechen Gelegenheit hatte, nämlich Ulysses von Salis-Marschlins, Landammann des rhätischen Hochgerichtes der vier Dörfer und Podestà zu Tirano. Beide waren überzeugt, dass zunächst für die Jugend der höheren Stände etwas geschehen sollte, eine Erscheinung, die damals auch in der übrigen Schweiz zutage trat. Salis ermunterte Planta, einen Entwurf auszuarbeiten und denselben den Herren des rhätischen Bundestages vorzulegen. Planta hatte dabei aber wenig Erfolg. Die Herren des rhätischen Bundestages billigten den Plan, aber das war auch alles, was sie taten. Planta suchte nach den Gründen ihrer Zurückhaltung und kam zu folgenden Schlüssen: Die politische Zerstückelung der rhätischen Republik in 25 Hochgerichte, wovon jedes seine Selbständigkeit bewahrt und von andern sich nichts dreinreden lässt, macht es unmöglich, dass der ganze bündnerische Stand ein solches Institut gründet. Der Parteihass aber macht es ebenso unmöglich, dass einer der reichen Edelleute die Sache anfasst. Daraus aber folgt die klare und grundlegende Erkenntnis: Das Problem darf nur von politisch neutralen Männern an politisch neutraler Stätte gelöst werden. Die politisch neutrale Stätte war Haldenstein. Das kleine Gebiet von Haldenstein, eine halbe Stunde nördlich von Chur, war damals eine Freiherrschaft, die zur rhätischen Republik ungefähr in gleichem Verhältnis stand wie diese zur

Eidgenossenschaft. Der politisch neutrale Mann, also jemand, «der zu klein wäre einiges Aufsehen zu machen; der sein Leben, entfernt von politischen Händeln und frey von allen Parthey-Sachen, geführt und weiter zu führen wüsste, und es vor Pflicht und Schuldigkeit hielte, innerhalb der Schranken seines Berufs zu bleiben» (Helvet. Ges., Verhandlungen 1766, S. 32), war Planta selber. Aber als Einzelner fühlte er sich der Aufgabe nicht gewachsen. Da kam im Jahre 1760 sein Freund Nesemann, von dem er lange nichts mehr gehört hatte, plötzlich nach Zizers auf Besuch; Planta sah darin ein Werk der Vorsehung.

Wirklich entschlossen sich die beiden zu einem ihren eigenen Geldmitteln entsprechenden Versuch, vorläufig noch im Pfarrhaus zu Zizers. Am 1. Mai 1761 sollte das «Seminarium» seinen Anfang nehmen. Planta hatte bereits im Februar seine Pfarrstelle gekündigt, musste aber das Amt noch bekleiden; bis die Frage wegen des Nachfolgers entschieden war. Zuerst wollte es mit dem Eintreten der Zöglinge hapern. Solange die Anstalt noch im Pfarrhaus untergebracht war, kamen bloss vier Schüler, und die Zizerser begannen schon, teils über die «Universität im Pfarrhaus» zu spötteln, teils um das Wohl ihres Dorfes besorgt zu sein, da sie von den berüchtigten Ausgelassenheiten der Studenten sich nichts Gutes versprachen. Als aber Mitte Juli 1761 nach Haldenstein gezügelt wurde, änderten sich die Verhältnisse. Der Freiherr der Landschaft, Thomas III. von Salis-Maienfeld, hatte auf seine Untertanen in aufklärendem und beschwichtigendem Sinn gewirkt. Das gemietete Gebäude war gross genug, um 20 Schüler aufzunehmen, und kaum besass das Institut eigen Dach und Fach, als auch weitere Zöglinge anrückten. Ende Oktober 1761, als die erste «Nachricht von dem zu Haldenstein in Bündten errichteten Seminario» dem Druck übergeben wurde, umfasste die Anstalt bereits 15 Schüler und drei Lehrer. Jetzt begann die Platzfrage akut zu werden. Zur Erweiterung ihrer Anstalt aber fehlten den beiden Unternehmern die Mittel. Sie sandten die oben erwähnte «Nachricht» in die Welt hinaus und legten ihr einen Aufruf bei zum Kaufe von Lotterielosen zugunsten der Anstalt. Aber der Erfolg blieb aus. Sie klopften im nächsten Jahr, 1762, beim Bundestag zu Ilanz an. Aber die Herren des Bundestages hatten Anderes zu tun. Sie beschränkten sich darauf, das Institut ihres «hohen Beyfalls und Schutzes» zu versichern und beehrten dessen

beide Vorsteher mit dem Titel von Professoren. Die ehrsamten Gemeinden der Republik der drei Bünde, welchen alle neuen Beschlüsse des Bundestages zu unterbreiten waren, bekräftigten den Erlass. Die beiden Direktoren wissen das wohl zu würdigen und versäumen es nicht, dasselbe in ihrer zweiten sogenannten «Umständliche Nachricht von dem in der Freyherrschaft Haldenstein in Bündten errichteten Seminarium», 1763, zu erwähnen. Aber geholfen war ihnen dadurch nicht. Sie wandten sich an den nächsten Bundestag zu Chur, 1763, mit der Bitte, ihnen gegen hinlängliche Bürgschaft Beträge von 200 bis 400 Gulden ohne Zins vorzuschüssen. Worin die Bürgschaft bestand, weiss man nicht; vielleicht hat der Gönner Ulysses von Salis seine Persönlichkeit in die Wagschale gesetzt; Tatsache aber ist, dass die beiden Unternehmer 4200 Gulden Darlehen erhielten, die sie zinsfrei für die Dauer teils von sechs, teils von acht Jahren geniessen durften. Nun kauften sie für 4000 Gulden von der Witwe Guberts von Salis deren Anteil am Schloss Haldenstein und liessen das Gebäude zu ihrem Zweck einrichten. Im Herbst 1765 war die Zahl der Zöglinge auf 52 angewachsen, und 1766, an der Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach, als eben die Undurchführbarkeit der Balthasar-Bodmer'schen Vorschläge dieser Gesellschaft arges Kopfzerbrechen verursachte, liess sich Planta als Mitglied aufnehmen und referierte über sein Seminario. Es ist nicht verwunderlich, dass der Vortrag Plantas grossen Eindruck auf die Schinznacher machte, und dass der Protokollführer das Ereignis folgendermassen verfasste: «Hierzu hat eine grosse Aufmunterung gegeben, die wichtige und ausführliche Erzählung, von dem Ursprung, grossen Schwirrigkeiten, und bald hernach glücklichem Fortgang, der so berühmten Pflanz-Schul zu Haldenstein, die Herr Professor Planta, der erste würdige Stifter derselben, vor der ganzen Versammlung gemacht. Die Rührungen, mit deren selbige angehört worden, haben den Entschluss verursacht, den Herrn Planta zu ersuchen, über diese merkwürdige Stiftung eine kurze Geschichte zu verfassen, die den dissjährigen Verhandlungen einzuverleiben ist.» (Verhandlungen d. Helv. Ges. 1766, S. 9.)

Das Haldensteiner Seminar war für Knaben der besitzenden Klasse, etwa vom 11. bis 16. Altersjahr, bestimmt, doch sind keine Altersgrenzen angegeben. Das Erziehungsziel war folgendes:

- «1. Junge Leute in dem wahren Christentum zu gründen.
2. solche zu diesem 3fachen Beruff, nemlich dem Oberkeitlichen und Häusslichen, dem Militarischen, und endlich der Kaufmannschaft vorzubereiten und thüchtig zu machen» (Nachricht von dem zu Haldenstein in Bündten errichteten Seminario, 1761, S. 1).

Diese Zielsetzung zeigt uns deutlich den Einfluss von August Hermann Francke, der um die Jahrhundertwende des 17. auf das 18. Jahrhundert als pietistischer Pädagoge in Deutschland grosse Erfolge erzielte und in Halle eine Reihe von Schulanstalten gestiftet hatte. Eben in diesen Schulen Franckes hatte der Mitarbeiter in Haldenstein, Professor Nesemann, gelernt und gelehrt und die daselbst angewandten Ideen teilweise nach Haldenstein importiert. Die beiden Pädagogen in Haldenstein haben aber keineswegs bloss die pietistischen Anschauungen kopiert, sondern sie haben sie geprüft und nach eigenen Grundsätzen angewandt. Wir finden in Haldenstein eine Lehrart, welche die Extreme des Pietismus überwunden hat; in manchen Dingen entfernen sich die beiden Pädagogen recht weit von ihrem Vorbild in Halle. Wir finden im Seminar zu Haldenstein besonders eine weitgehende Anpassung an das Kind. Obwohl die Schüler zwar nie ohne Aufsicht sind, so kommt doch der kindliche Frohsinn zu seinem Recht, wofür durch Spaziergänge, Spiele, Musik- und gar Tanzunterricht gesorgt ist, während beim extremen Pietismus Spiel und weltliche Freuden wie z. B. weltliche Musik verpönt waren. Trotzdem es die Hauptaufgabe des Seminariums ist, die Knaben zu echten Christen zu machen, wird der Religionsunterricht doch nicht übertrieben. Bei den Pietisten dienten oft die Hälfte der gesamten Unterrichtsstunden der Religionsunterweisung; in Haldenstein beschränkt man sich auf eine Stunde täglich, einschliesslich des Sonntags. Planta und Nesemann erteilten den ganzen Religionsunterricht selber. In den Gebieten, wo die reformierte Kirche von der lutherischen abweicht, übernimmt Nesemann die Unterweisung der lutherischen Kinder und Planta diejenige der reformierten. Von Katholiken ist nichts gesagt. Planta anerkennt die Vernunft als ein gutes Mittel, um die Offenbarung, die die einzige Quelle der Religion ist, zu verstehen. Aber sein Urteil geht dahin, dass dann die Vernunft «das ihrige gethan habe, und es nun einzig und allein auf Glauben und nicht auf Grübeln, auf Thun und nicht auf Disputiren ankomme»

(Helv. Gesellschaft, Verhandlungen 1766, S. 43). Die Unterlassung eines ernstlichen und anhaltenden Nachdenkens über die göttlichen Wahrheiten ist nach seiner Meinung die Hauptursache des Aberglaubens wie auch der Lauigkeit im Christentum, hingegen ist ein Missbrauch der Vernunft die Quelle des Unglaubens. Planta erzieht seine Schüler zur Menschenliebe. Eine «lebendige thätige Liebe, Liebe Gottes, Liebe des Nächsten, jedes Nächsten, Feindes, und dessen der nicht glaubt wie wir, Liebe die alles duldet, alles erträgt, das ist die Religion die wir lehren» (Helv. Gesellschaft, Verhandlungen 1766, S. 44). Zugleich aber will er den Charakter seiner Zöglinge festigen: «Diese Religions Stunden werden aber nicht Trocken abgehandelt sondern auf die besondere Umstände und Fehler der vorhandenen Jugend applicirt auch zugleich den Verführungen und Versuchungen denen sie so wohl gegenwärtig als vornehmlich als denn wenn sie in die grosse Welt ausgehet, ausgesetzt ist, best möglich vorgebauet». (Nachricht 1761, S. 1).

Das zweite Hauptziel war, die Jugend lebensüchtig zu machen, wozu die Auswahl des Lehrstoffes beiträgt. Dieser utilitaristische Zug ist ebenfalls ein Grundsatz der pietistischen Pädagogik August Hermann Franckes, obwohl er hier nicht in dem Masse auftritt wie später bei den Philanthropisten. In der Aufteilung des Stundenplans nahmen die Sprachfächer entschieden eine bevorzugte Stellung ein. Von den acht Unterrichtsstunden beanspruchten die Sprachen deren vier, und zwar waren es das Lateinische, Deutsche, Französische und Italienische. Daneben lernte man noch vor allem Rechnen und Mathematik, Weltgeschichte und Philosophie, Schönschreiben und Briefschreiben. Die Experimentalphysik lehrte man im Winter abends nach der Mahlzeit «als eine Recreation». Am Donnerstagnachmittag wurde «von einem gelehrten Edelmann eine Stunde in der Lands- und Schweizergeschichte, wie auch in den Bündtner- und Veltlinergesetzen gegeben, wo es aber ihm seine Geschäfte nicht erlauben, wird diese Stunde mit der Physik zugebracht. Nachgehends aber in beiden Fällen die Erdbeschreibung abgehandelt.» (Nachricht 1763, S. 3). Dieser gelehrte Edelmann war niemand anders als Ulysses von Salis-Marschlins, derjenige, der später das Seminar in ein Philanthropin umwandelte. Die obigen Angaben des Lehrstoffes beziehen sich ausschliesslich auf die beiden «Nachrichten» von 1761 und 1763. In seinem Aufsatz für die Helvetische

Gesellschaft von 1766 beschreibt Planta die verschiedenen Fächer folgendermassen: »Von den Wissenschaften werden hier folgende abgehandelt: (ausser den Sprachen) «Die Historie, Geographie, die Logik, das Jus naturae, die Haupt-Theile der Mathematik, die Rechenkunst in vielen Classen, die Natur-Lehre, die Buchhaltung, das Brief-Schreiben, und endlich die Schön- und Rechtschreibung». «Ausser oben angeführten Stücken kann man bey uns auch in dem Zeichnen, in der Vocal- und Instrumental-Musik Unterricht bekommen, und wenn Liebhaber genug dazu vorhanden sind, lassen wir einige Monate des Jahres hindurch einen Tanzmeister kommen». (Helv. Gesellschaft, Verhandlungen 1766, Seiten 47 u. 52). Über die Unterrichtsmethode äussert sich Planta selbst folgendermassen: «Die Lehrart der wir uns bedienen, ist grösstentheils diejenige, welche zu Halle in Sachsen, sowol im Pädagogio als Waisenhouse üblich ist. Mein Herr Mitarbeiter, der auf dasiger Schule schon Lehrer war, hat sie mir auch beygebracht. Weil wir aber überdem unsere meiste Lebens-Zeit mit Erziehung der Jugend zugebracht haben, so haben wir auch viel eigenes, und ändern die Lehrart nach Beschaffenheit des Lernenden. Hauptsächlich bemühen wir uns, den jungen Leuten das Lernen leicht und angenehm zu machen, und sie mit trockenem Auswendiglernen, vornehmlich solcher Sachen, die sie nicht verstehen, zu verschonen.» (Helv. Gesellschaft 1766, S. 48). Wenn man den Schülern etwas zum Denken gibt und durch guten Vortrag ihre Aufmerksamkeit weckt, dann entsteht «eine Lust zum Lernen. Sie gehen gern in die Lectionen, sie hören mit Vergnügen zu, und weil sie das Angehörte begreifen, und oft selbst zu erfinden glauben, so behalten sie es desto gewisser» (Helv. Gesellschaft 1766, S. 49). Planta erläutert den Sprachunterricht genauer. Er lässt hier nichts als die Deklination und Konjugation auswendig lernen, und auch von diesen erklärt er den Schülern ihrem Verstande gemäss die Natur und Beschaffenheit. Über die Ergebnisse seines gesamten Unterrichtes sagt er: «Wir haben nun bey einer bald 6jährigen Erfahrung gefunden, dass junge Leute von 11 oder 12 Jahren, von guten Gaben, in Zeit von 3 bis 4 Jahren alle Sprachen und Wissenschaften, die wir hier lehren, so hinlänglich erlernen, dass sie hernach durch eigenen Fleiss vollkommen fortkommen und sich so weit bringen können, als sie nur wollen.» (Helv. Ges. 1766, S. 62). Davon abgesehen, dass «Fortkommen» ein sehr relativer Begriff ist,

muss die Methode also recht erfolgreich gewesen sein. Als ein Hauptmittel, die Jugend aufmerksam und arbeitsam zu machen, erkennt Planta die wöchentlichen Repetitionen. Die beiden Direktoren prüfen dabei die Klassen selbst. Der Lehrer einer jeden Klasse muss dabei anwesend sein, und es ist nicht gleichgültig, ob die Klasse eines andern Lehrers besser abschneidet als seine. «Und auf diese Weise werden sowol Lehrer als Lernende zu anhaltendem Fleiss aufgemuntert» (Helv. Gesellschaft 1766, S. 52).

Die freie Zeit benutzt man zu Spaziergängen oder zu Spielen, was alles unter Aufsicht eines Lehrers geschieht; im Frühling bekommen die Schüler Anweisung im Pflanzen und Pfropfen; bei schlechter Witterung oder im Winter lernt man Glas schleifen, dreheln, Kartonnagearbeiten, oder die einzelnen Zöglinge musizieren und zeichnen, je nach ihren Neigungen. Der Tagesaufseher gibt auf alles, was in der Schülerschar vorgeht, genau acht: er «erinnert, vermahnet, strafet, lobet und lässt, wenn etwas wichtigeres vorfällt, solches aufzeichnen und dem samstäglichen Examine der Sitten und Aufführung vorbehalten» (Helv. Gesellschaft 1766, S. 54). Die gesamte Schülerschaft bildet eine Republik. Zu bestimmten Zeiten wählen alle ihre Obrigkeit, wodurch bis ins Kleinste hinein die Rangordnung festgesetzt wird, nach welcher sie bei Tische, in der Kirche usw. sitzen. Reichtum, väterliches Ansehen, Alter, Leibesgrösse und dergleichen entscheidet nicht, sondern lediglich Verdienst und Tugend. Diese demokratische Einrichtung der Anstalt fand begreiflicherweise nicht überall Anklang, und aus diesem Grunde war es neben dem Volksstaat der drei Bünde in Rhätien besonders die demokratisierende Landschaft am Genfersee, die ihre Söhne nach Haldenstein schickte.

Das Seminar zu Haldenstein war eine Schule für die wohlhabende Jugend geworden; das Volk spürte wenig davon. Aber Planta beschäftigte sich lebhaft mit der Frage, wie man auch besonders begabten Söhnen armer Eltern zu einer besseren Bildung verhelfen könnte. Bereits in den ersten Berichten über das Seminar finden wir den Aufruf an vermögende Männer, aus Liebe etwas beizusteuern, «damit in gleichen Anstalten auch für einige arme Waysen gesorgt werden könnte». 1770 entwarf Planta einen «Plan eines Erziehungsstifts». Planta möchte «eine mit dem übrigen Institut genau verbundene Schule würdiger Söhne dürftiger Eltern» errichten. (Helv. Gesellschaft, Verhandlungen 1770, S. 7.) Der Plan

findet an der Sitzung der Helvetischen Gesellschaft lebhaftere Zustimmung, aber es bleibt bei dem Entwurf.

Bereits die Zeitgenossen Plantas fragten sich, welche Stellung denn Ulysses von Salis-Marschlins dem Haldensteiner Seminar gegenüber einnehme. Im Lande ging die Sage, dass die beiden Haldensteiner Professoren nichts anderes seien als Angestellte des Ulysses. Planta bemüht sich, dies zu widerlegen: Es können «sich hier zu Lande viele nicht vorstellen, dass wir allein und auf unsere Gefahr hin, das Seminarium unternommen, und das Schloss gekauft haben sollten», er und sein Kollega Neumann bekennen aber «mit den Regungen der tiefsten Dankbarkeit, dass der wohlverehnte Herr von Salis auf die grossmüthigste Weise sich unser und unsers Seminarii angenommen, und keine Mühe noch Kosten uns zum Besten erspart habe . . . So wahr nun dieses ist und so gern wir es bekennen, so bezeugen wir doch hiermit öffentlich, dass weder er noch andere von unsern Gönnern und Wohlthätern die geringste Anforderung an uns gemacht haben, und dass niemand als wir die beyden Unternehmer einigen Antheil, Recht und Ansprache am Seminario und dem dazu gekauften Schlosse besitzen, und dass wir folglich auch, wofern wir mit unserm Leben keinen Anstoss geben, und die entlehnten Gelder zur bestimmten Zeit bezahlen, niemanden als Gott, und den Eltern der uns anvertrauten Jugend, Rechenschaft zu geben schuldig sind.» (Helvetische Gesellschaft 1766, Seite 41.) Der genannte Ulysses von Salis war damals eine der bedeutendsten Persönlichkeiten Bündens. In Bünden lagen damals zwei Parteien in Streit miteinander, die eine unter Führung der Familien Sprecher und Planta (nicht unseres Pädagogen Planta), welche zu Oesterreich hinneigte, und die andere, die mehr mit Frankreich sympathisierte, welche vertreten war durch die Familie Salis unter der Führung des Ulysses von Salis-Marschlins. Es ist begreiflich, dass Ulysses die Interessen seiner Partei auf jede Weise zu befestigen versuchte, und es erscheint sehr naheliegend, dass er vielleicht auch daran dachte, die Grundsätze seiner Partei den massgebenden Persönlichkeiten Bündens bereits in ihren Jugendjahren beizubringen, und aus diesem Grunde die Anstalt Haldenstein unterstützte und wöchentlich nach Haldenstein ritt, um den Zöglingen eine Lektion in Schweizer- und Bündnergeschichte zu geben. Im Jahre 1770 treffen wir Ulysses von Salis in der Jahres-

versammlung der Helvetischen Gesellschaft an. Er ist jetzt französischer Gesandter in Bünden und als solcher eine sehr einflussreiche Persönlichkeit. Die Helvetische Gesellschaft wählt ihn «einmüthig» zu ihrem Vorsteher für das folgende Jahr. Salis aber legt der Gesellschaft ein Memorial vor, in welchem er den Entschluss eröffnet, die Haldensteiner Pflanzschule, weil deren Räumlichkeiten für die gegen hundert angewachsene Schülerzahl nicht mehr genügten und bauliche Erweiterungen des auch von der landesherrlichen Familie bewohnten Schlosses nicht tunlich waren, in sein Stammschloss zu Marschlins zu versetzen und den gegenwärtigen Lehrplan durch eine systematische Einführung der Leibesübungen auszugestalten. Bahrdt, der spätere Direktor am Marschliner Philanthropin, hat in seiner Autobiographie die Versetzung des Haldensteiner Instituts nach Marschlins als einen Akt despotischer Habsucht des Ulysses dargestellt. Ulysses sei immer neidisch gewesen auf die grossen Einkommen der beiden Professoren zu Haldenstein und hätte daran gedacht, wie vorteilhaft er seine Naturaleinkünfte aus dem Veltlin absetzen könnte, wenn er sie der Anstalt zu Marschlins verkaufen könnte. In gewissen Kreisen Bündens herrschte die Ansicht, Ulysses sei der Anstalt Geldsummen schuldig gewesen und habe nun geglaubt, er könne, wenn dieselbe nach Marschlins versetzt würde, hier seinen Verpflichtungen durch Naturallieferungen besser nachkommen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass dies alles nur Verleumdungen des vielgehassten Mannes sind, und dass der einzige Grund für die Translokation derjenige war, den Salis im Beisein Plantas der Helvetischen Gesellschaft darlegte, nämlich, dass der Platz in Haldenstein zu knapp geworden war. Die Helvetische Gesellschaft zollte dem Plan des Ulysses grossen Beifall. Gleichwohl wurden aus der Mitte der Gesellschaft einzelne Bedenken laut, welche den Ulysses veranlassen, seinen Plan nochmals gründlich zu revidieren und in diesem Zustand den 1771 erschienenen Verhandlungen pro 1770 als «Sendschreiben» einzuverleiben. Salis spricht in seinem Sendschreiben (Helvetische Gesellschaft 1770, Seite 16) von «Schriften und Einschlügen grosser Männer», mit denen er während der Revision seiner Ideen bekannt geworden, und unter diesen Schriften wird wohl auch das Methodenbuch von Basedow zu verstehen sein. Unterdessen gingen die baulichen Vorbereitungen in Marschlins zu

Ende, und im Frühling 1771 fand die Übersiedlung statt; «aus einem etwas engen Bergungsgebiet sahen die Zöglinge sich in eine überaus schöne freie Umgebung, mitten in Baumgärten und fruchtbare Fluren versetzt» (Sprecher, Geschichte der Republik der Drei Bünde, Seite 464).

Das Klima jener Gegend aber war recht ungesund. Sumpfland in der Talsohle und schlechtes Trinkwasser bewirkten, dass von Zeit zu Zeit Fieberkrankheiten die Menschen beschlichen, und dass die Gegend seit den ältesten Zeiten als das Land der bündnerischen Stummen (Cretins) und Kröpfe galt. Kaum war das Seminarium recht übergesiedelt, so brach im Land eine typhusartige Krankheit aus, welche in der dem Schloss nächstgelegenen Ortschaft Igis die Hälfte der Bevölkerung dahinraffte. Die Seuche gelangte auch in das Schloss des Ulysses. Von den 250 Bewohnern erkrankten auf einmal je der achte. Über den Fortgang der Krankheit berichten die Quellen ganz Verschiedenes. J. U. von Salis-Seewis erwähnt in seiner Biographie des damaligen Anstaltsarztes Dr. Amstein, dass dank der aufopfernden Tätigkeit desselben kein einziger Patient starb. Sprecher aber (Geschichte der Republik der Drei Bünde, Seite 465) meldet, es seien mehrere Zöglinge gestorben, und beim Höhepunkt der Krankheit habe man überhaupt die meisten nach ihrer Heimat entlassen. Der grösste Schlag für die Anstalt sollte aber im nächsten Jahr folgen: Am 29. März 1772 starb Planta an einer heftigen Unterleibsentzündung, woran das Marschliner Klima wohl auch nicht unschuldig war. Salis sah in ihm seinen besten Freund, den Hauptpfosten der Anstalt, zusammenbrechen. Trotz aller Bemühungen von Salis und Nesemann konnte die Anstalt nicht wieder zur Blüte gebracht werden, wenn auch Planta bei seinem Hinschiede zu Ulysses von Salis gesagt haben soll: «Ich habe nicht umsonst gelebt, ich hinterlasse unter Hunderten doch wenigstens zween, die mit gleichreinen Gesinnungen mehr Einsicht und Kräfte verbinden, und daher tüchtiger sind, die grossen Absichten, denen ich mich aufgeopfert habe, weiterzuführen» (Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft 1772, S. 33).

Nesemann und Salis bemühten sich vergeblich, einen Nachfolger und Ersatz für Planta zu finden. Salis dachte an Basedow. Auf Empfehlung seines Freundes Iselin war er seit Erscheinen des Methodenbuches (1770) daran gegangen, Basedows Schriften zu studieren.

Er erstaunte ob der Übereinstimmung mancher Basedowischen Theorien mit der Haldensteiner Praxis und schrieb (1770 oder 1771) begeistert an Iselin: «Kaum ist es begreiflich, wie der Herr Basedow durch blosses Nachsinnen auf Handgriffe habe gerathen können, die uns erst eine vieljährige Erfahrung gelehrt.» Planta und Nesemann hätten «das gewiss sehr schmeichelhafte vergnügen zu sehen, dass sie in ansehung des grössten Theils sowohl ihres underrichts als erziehungs-Anstalten mit diesem grossen Mann übereinstimmen, ja dass sehr viele von seinen Wünschen von ihnen schon zum Voraus realisirt worden sind. Und ich bin meinerseits recht stolz darauf, dass ich in dem Phisikalischen Theil der auferziehung» (Körperbildung) «so ich ganz übernommen, auch schon an anstalten gedacht, die von unserem Mentor angerathen werden und noch in Zeit bin in allem übrigen seinen vortreflichen Einschlügen (consiliis) zu folgen» (J. Keller, Das Philanthropin zu Marschlins, Seite 5). Basedow erhielt von Salis einen Ruf; er schlug den Antrag aus, er schützte vor, die Vollendung des Elementarwerks beschleunigen zu wollen. In einem Brief an Iselin vom Jahre 1772 betont Salis, dass jenes Elementarwerk bestimmt nur gewonnen hätte, wenn der Schulreformer «bey uns in einem bestehenden, mit allerley Nationen, Talenten und Characteren bevölkerten Seminario es ein paar jahr lang versucht hätte, seine grundsätze und Einschlüge in ausübung zu bringen» (J. Keller, Das Philanthropin zu Marschlins, S. 6). An zahlreiche andere erging der Ruf ebenfalls, aber noch nach andert-halb Jahren war niemand gefunden.

Unterdessen hatte Basedow sein Elementarwerk beendet und eine Erholungsreise an den Rhein unternommen. Er wurde überall begeistert empfangen, so dass er an seinem 51. Geburtstag feierlich den Entschluss fasste, ungesäumt eine Erziehungsanstalt zu gründen unter dem Namen Philanthropin oder Philanthropinum. Er schrieb, noch bevor seine Erziehungsanstalt existierte, eine Reklame-Broschüre: «Das in Dessau errichtete Philanthropinum, eine Schule der Menschenfreundschaft». Diese Schrift machte auf Salis einen grossen Eindruck. Sollte er Lehrer und Schüler entlassen und nach zwei Jahren wieder von vorne anfangen mit Lehrkräften aus dem Musterseminar von Dessau? Nein! Aber einen Direktor aus der Hand Basedows zu empfangen, das könnte seinem Seminarium neues Gedeihen geben.

Zu diesem Zwecke begab er sich persönlich nach Dessau. Aber Basedow war arg in Verlegenheit. Die beiden Männer prüften lange; es fiel ihnen aber niemand ein, der nach ihrer Meinung zum Direktor der Marschlinser Anstalt getaugt hätte. «Endlich gingen sie schlafen, und Basedow versprach, während der Nacht noch nachzudenken. Um vier Uhr morgens sprang Basedow plötzlich aus dem Bett, drang im Hemd ins Zimmer von Salis ein und gebärdete sich und schrie, wie wenn das Haus in Flammen stünde: ‚Denke dir, ich habe den Mann!‘ Salis: ‚O Schrecken, wer ist es denn?‘ Basedow: ‚Bahrtd! Das ist unser Mann, ganz der, den du brauchst!‘» (Pinloche, *La réforme de l'éducation en Allemagne, Basedow et le Philanthropisme*, page 311, nach Bahrtds Autobiographie: Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, von ihm selbst geschrieben, Seite 267). Die Folge aber bewies, dass Salis und Basedow kaum eine schlechtere Wahl hätten treffen können. Es ist gut, die Persönlichkeit des Doktors Carl Friedrich Bahrtd ganz kurz etwas genauer zu betrachten (Pinloche, Seiten 291 bis 309). Mit neunzehn Jahren erwarb sich Bahrtd den Titel eines Magisters; im nächsten Jahr erlangte er die sogenannte Habilitation, wodurch ihm die Erlaubnis gegeben war, Philosophie zu unterrichten. Anschliessend legte er in Dresden ein theologisches Examen ab. Als Einundzwanzigjährigen finden wir ihn in Leipzig als Amtsgehilfe seines Vaters, der an der dortigen St. Peterskirche predigte. Hier veröffentlichte Bahrtd seine ersten Schriften, die weniger aus innerer Überzeugung geschrieben waren als vielmehr, um den Verfasser bekannt und berühmt zu machen. Bahrtd verfehlte sein Ziel nicht. Sein Ruhm wuchs, und bald ward der glückliche Anfänger schon zum ausserordentlichen Professor der kirchlichen Philologie ernannt. Aber da geschah es, dass Dinge aus seinem Privatleben ruchbar wurden, die sich nicht mit seiner Würde vertrugen, so dass Bahrtd plötzlich aus Leipzig verschwinden musste. Er las dann zunächst an der Universität Erfurt und später in Giessen. Da zeigte es sich bald, wie wenig er von dem überzeugt gewesen war, was er in Leipzig geschrieben. Während seine Leipziger Abhandlungen orthodoxe Standpunkte vertraten, war er in Erfurt und Giessen der grösste Feind der Orthodoxie. Bezeichnend für seinen Charakter ist auch, wie er sich in Erfurt entschloss, eine Witwe zu heiraten, von welcher der Buchhändler Heinsius

wissen wollte, dass sie ein Vermögen von 6000 Thalern besass. Als er aber auf diese 6000 Thaler die Hand legen wollte, fand er bloss deren 800, die kaum dazu reichten, seine Schulden zu bezahlen. Bahrtd machte sich, teils durch seine Kampfschriften, teils durch seine Lebensweise in Erfurt wie in Giessen unmöglich, und das Angebot von Salis kam ihm sehr gelegen. Er sah darin eine günstige Gelegenheit, um aus Giessen zu entkommen und nebenbei das Doppelte von dem zu verdienen, was er bis jetzt gehabt hatte.

Von Pädagogik verstand Bahrtd damals nicht viel; er hatte ja auch nie Gelegenheit gehabt, sich damit zu beschäftigen. So entschloss er sich denn, auf Vorschlag von Salis, nach Dessau zu Basedow zu reisen und von diesem die wichtigsten philanthropinischen Grundsätze kennenzulernen, um sie in Marschlins anwenden zu können. Bahrtd nahm dabei auch seinen Privatsekretär Heres mit, der später in Marschlins als Lehrer fungieren sollte. Auf dem Weg nach Dessau las Bahrtd Basedows Methodenbuch zum ersten Mal. Während seines 10-tägigen Aufenthaltes daselbst glaubt er wenig profitiert zu haben. Er selbst beschreibt, wie sie die Zeit mit gut essen und trinken verbracht, wie er aber «auch nicht ein Tröpflein des pädagogisch-philanthropinischen Geistes» bekommen habe. «Alles, was Basedow tat, war, dass er mich mit seiner angeblichen Methode des Sprachunterrichtes belästigte und mir diesbezüglich Sätze diktierte, die weder Hand noch Fuss hatten». Basedow hatte eine bessere Überzeugung von seinem Schüler, als er schrieb: «Der so arbeitsame, gelehrte und in Schulsachen erfahrene Mann» sei «jetzt und gewiss fähig, einige seiner» (Basedows) «Fehler zu verbessern und dessen Gutes durch eigene Erfindungen zu vermehren» (J. Keller, Das Ph. zu Marsch., S. 12). Immerhin las Bahrtd auf eigene Faust gewissenhaft das Elementarwerk von Basedow und nahm am 7. Mai 1775 Abschied von Dessau. Salis hatte unterdessen von Deinet, dem Redaktor der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, manches Unangenehme über Bahrtd vernommen, vor allem, dass dieser «unter wachsamen Augen und in gewisser Subordination» bleiben müsse, sonst sei er «ein verlohner Mensch, und schade wär's für die ausserordentlich grossen Talente, die Gott in ihn gelegt hat» (J. Keller, S. 12). Über den Aufenthalt Bahrtds in Dessau schrieb Deinet an Salis: «Hätt' ich warlich beyde Directores der philanthropinen mit Karten in der Hand, Lutschers im Maul

am Spieltische vorm Wein und Bierglase im Wirtshause unter Kreti und Plethi gefunden, ich hätte ihnen aus Menschenliebe Stockschläge gegeben» (J. Keller, S. 12). Aber auch Bahrdt seinerseits hatte, angeblich von einem Wirt in Lindau, haarsträubende Sachen über Salis und seine Pflanzschule erfahren. Salis habe die beiden Haldensteiner Direktoren überredet, nach Marschlins zu kommen, nur damit er den Ertrag seiner Veltliner Güter besser verwenden könne. Der eine Direktor sei dann aus Kummer gestorben, und der andere, des Kampfes mit seinem Tyrann müde, habe sich nach Chur zurückgezogen. Sie seien durch einen in Konkurs geratenen Kaufmann ersetzt worden, dessen Frau die Geliebte des Salis geworden wäre und die eigentliche Direktion ausgeübt hätte. Unter einem solchen Regime und in einem Land, in dem jährlich die Fieber wüteten, habe das Institut nicht gedeihen können. In drei Jahren sei die Zahl der Zöglinge von 90 auf 40 gesunken. Da habe denn der Besitzer der Anstalt im magischen Wort Philanthropinismus seine einzige Hilfe gesehen (Pinloche, page 314).

In Marschlins war das Institut unterdessen ganz an Salis übergegangen. Im Mai 1775 trat laut einem Abkommen Neumann mit etlichen seiner Lehrer zurück und überliess das Institut ganz seinem ehemaligen Gönner. Dieser hatte einen Monat vorher eine kleine Schrift drucken lassen, welche Aufklärung geben sollte über die Veränderungen in Marschlins. In diesem sogenannten «Brief des Herrn Ulysses von Salis, von Marschlins an Väter und Kinderfreunde» heisst es: «Ich bin also entschlossen, die Basedowische Lehrart, in mein Seminar zu Marschlins einzuführen, und auch die moralische und physikalische Auferziehung so abzuändern und einzurichten, dass es mit Recht ein Philanthropin heissen könne. Zu diesem Ende habe ich mich mit Basedow vereint, Hand in Hand mit ihm diesen grossen Versuch zu wagen; durch seinen Beistand erhalte ich nicht nur Unterlehrer, die seine Methode kennen und darin geübt sind, sondern auch einen Aufseher über die Unterweisung, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit, Eyfer und Fähigkeit, der Welt bereits bekannt sind, und der auch die Pädagogie genug kennt, um darinn so wie Basedow selbst, öffentlichen Unterricht geben zu können.» Salis übernahm im Institut das Amt eines Fürsorgers, während Bahrdt Direktor wurde und ihm unterstellt war.

Als Bahrdt nach 14-tägiger Reise in Marschlins bei Salis eintraf, war die Begeisterung, die die beiden Männer füreinander gehegt, bereits verschwunden und hatte einer kalten, misstrauischen Höflichkeit Platz gemacht. Bahrdt findet in Marschlins alles schlecht; die Wohnung sei abscheulich, die Nahrung übermässig teuer, die Wege unbrauchbar, die Hausbewohner unfreundlich. Der Fürsorger sei kalt, bezeuge ihm nirgends seine Zufriedenheit und lasse ihm keine Initiative und keine Freiheit. Die Verwendung seiner Zeit sei gleich überwacht wie bei den letzten Bedienten, diejenige seines Geldes auch. Der Aufenthalt Bahrds in Marschlins war für ihn, wenn man seinen Schilderungen glauben wollte, nichts als ein langes Fegfeuer, und der Herr von Salis, dieser Mann, der ihm als die Güte und Philanthropie selbst erschienen war, ein Unhold, der hauptsächlich darauf bedacht war, ihn leiden zu lassen. (Pinloche, page 315). Wollte man aber wirklich alles Böse, was er von Salis sagt, oder anderseits alles Gute, was er von sich selbst sagt, glauben, so müsste man seinen ganzen Charakter und seine frühere Lebensgeschichte übersehen und dürfte auch nicht an die unrühmliche Art denken, wie er später sein Philanthropin zu Heidesheim führte. (Pinloche, page 329 ff: *Le philanthropinum de Heidesheim*). Es ist wohl zutreffend, dass der Aufenthalt für Bahrdt nicht rosig war; er hatte bisher nach eigenem Gutdünken gelebt und gehandelt und musste sich jetzt einem Manne fügen, der unter allen Umständen seine Autorität zu wahren wusste. Heres selbst, der ehemalige Sekretär Bahrds, sagt darüber: «Bahrdt ist ungerecht: Salis ist weder der Tyrann noch der Geizhals wie er ihn darstellt. Ohne Zweifel ist er» (Salis) «der Herr; aber wenn Bahrdt seine Pflicht getan hätte und durch eine bessere Auffassung seines Berufes den Herrn Salis besser befriedigt und nicht gefordert hätte, dass er ihn seinen Freund nenne, seine Stellung zu Marschlins wäre bedeutend angenehmer gewesen. Er besass aber auch nichts, wodurch er einen Mann wie Salis hätte gewinnen können, der nie sein Ziel aus den Augen liess und in seinen Prinzipien unerschütterlich war. Bahrdt hingegen hatte kein System, gehorchte bloss der Eingebung des Augenblicks und liess sich leicht hinreissen: wie sollten zwei derart verschiedene Charaktere miteinander harmonieren können? Bahrdt war zu nachlässig und faul und liess allzuleicht die Dinge gehen, wie sie

wollten. Obwohl er sich seiner Arbeitsamkeit rühmte, tat er tagelang nichts anderes als im Garten oder in seinem Zimmer hin- und herzuspazieren, ganz benommen von seinen Träumen und Plänen.» (Pinloche, page 317, nach Schlichtegroll: Nekrolog 1792 Bd. I, Seite 145).

Vom Sommer 1775 schreibt Bahrdt, er hätte gearbeitet wie ein Gaul und geduldet wie ein Lamm. Das darf man ihm wohl glauben. Seine pädagogischen Kenntnisse waren bei Antritt seines Amtes gering. Gar nicht aus Neigung, sondern unter dem Notzwang der Verhältnisse warf er sich auf das Studium der Pädagogik. «Fast den ganzen Sommer bracht ich mit Nachdenken und Versuchen zu. Ich unterredete mich oft mit dem Herrn von Salis. Ich trug ihm jeden neuen Einfall vor, den ich hatte und benutzte die Räte dieses erfahrenen und einsichtsvollen Mannes so gut ich konnte. Ich las nichts; aber ich beobachtete, verglich, überlegte mit der äussersten Anstrengung» (Philanthropinischer Erziehungsplan S. 395) Zunächst gingen Bahrdt und Salis an die Ausarbeitung der «Ersten Nachricht. Von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins», erschienen 1775.

Diese Schrift soll bloss ein Ueberblick sein über die Erziehungsgrundsätze zu Marschlins. Die Leser sollen hier nur mit der «Oberfläche eines grossen Instituts bekannt werden, weil es einem weitläufigeren Werk aufbehalten ist, sie in das Innwendige desselben hineinzuführen, wo sie allererst völlig werden überzeugt werden, dass die vorige Erziehungsanstalt nur ein Schatten von derjenigen war, die sich seit dem Maymonat dieses Jahres in Marschlins angefangen hat zu entwickeln» (Erste Nachricht, S. 4), Vom Philanthropin gibt diese Schrift folgende Definition: «Man denke sich unter einem Philanthropin nichts geringeres: als eine versammelte Menge von Kindern und Lehrern, darunter die letzteren mit einer ungewöhnlichen Willigkeit und Freude, alle ihre Kräfte anstrengen, um den erstern einen solchen Grad von Vervollkommnung ihres Körpers sowol als ihres Geistes zu verschaffen, der mit so wenig Kosten, in so wenig Zeit, mit so geringem Aufwande von Kraft der Lernenden, bei einer so ununterbrochen fortdaurenden Lust und Frölichkeit derselben, und mit einer solchen Zuverlässigkeit des glücklichsten Erfolgs, in keiner Art von Schule oder Pensions-

anstalt weder erreicht worden ist, noch erreicht werden konnte» (Erste Nachricht, Seite 2).

Die Zöglinge erhalten eine dreifache Bildung. Man sorgt für ihr Herz, ihren Verstand und ihren Körper.

Der erste Punkt, die moralische Erziehung, ist der wichtigste. Hier werden zunächst in den jungen Seelen «ausdauernde und heftig wirkende» Gefühle für die Tugend verpflanzt, und zwar durch «moralische Schauspiele von besonderer Gattung, Gemälde von moralischen Begebenheiten und eigne Arten von Musick und Liedern». (Erste Nachricht, S. 6). Ferner haben die jungen Leute keine Gelegenheit, etwas Böses zu tun, weil sie unter ständiger Aufsicht sind und keine Gelegenheit, etwas Böses zu sehen, weil Fürsorger und Direktor mit äusserster Strenge darauf sehen, dass die Schüler in ihren Lehrern gute Beispiele sehen. Daneben gibts es ein Belohnungs- und ein Strafsystem.

Bei der Bildung des Körpers wendet man unter anderem Dinge an, die «aus der Gymnastik der Alten entlehnt sind», wie z. B. «Tänze unter freiem Himmel, Wettlaufen, Baden, Schwimmen, des Nachts (zuweilen) unter Zelten schlafen, Fechten» usw. (Erste Nachricht, S. 11).

Was die Verstandesbildung betrifft, so sind hier Bahrdt und Salis von der Unübertrefflichkeit ihres Erziehungssystems fest überzeugt. Sie versprechen, die Schüler, wenn sie nicht unter dem 10. Jahre eintreten unter normalen Bedingungen soweit zu bringen, dass sie in einer Zeit von 3 Jahren: «1. Lateinisch, 2. Französisch, 3. Italienisch oder Englisch, und 4. Deutsch, fertig und rein, lesen, schreiben und sprechen können, und in diesen Sprachen von allem was 5. zur Mathematik, 6. Physik, 7. Naturgeschichte, 8. Universalhistorie, 9. Geographie, 10. Logik und 11. Religion gehört, und was von diesen Wissenschaften von Kindern zwischen 11 und 16 Jahren gefasst werden kan, und fürs menschliche Leben einigen Nutzen hat, so Red und Antwort geben können, dass man sieht, ihr Verstand sey wirklich mit den mannigfaltigsten und besten Kenntnissen bereichert worden; Hiernächst sollen sie von 12. Tanzen, 13. Vokalmusik, 14. Instrumentalmusik, 15. Zeichnen, 16. Buchhalten, so viel lernen als es die deklarierte Absicht der Eltern erfordern und ihre natürliche Fähigkeit zulassen wird. Dieses alles wird, wir sagen es nochmals *binnen drei Jahren* in Jedem Philan-

thropin, und jetzo bereits in dem zu Marschlins bewerkstelliget - Wobei Fürsorger und Direktor, unter den gesetzten Bedingungen, ihre Ehre verpfänden. -» (Erste Nachricht, S. 12). «Die Auflösung dieses vielleicht rathselhaft scheinenden Versprechens, liegt 1. in der Methode bei dem Vortrag der Sprachen und Wissenschaften und 2. in der Behandlung der Schüler. In beiden Stücken hat man bisher in allen Schulen gefehlt.» (Erste Nachricht S. 15). «In einem wahren Philanthropin finden sich keine der alten Mängel, weder in der Lehrart noch in der Behandlung. Man lehrt hier keine Grammatik besonders, so dass blos das Gedächtnis mit Paradigmen und Regeln gefoltert würde, und doch werden die Schüler fest in der Grammatik. Man lässt keine Vocabeln auswendig lernen, und doch lernen sie in jeder der obgedachten Sprachen jährlich bei sechstausend Worte in ihrer mannigfaltigsten und bestimtesten Bedeutungen. Man strengt ihre Denk- und Merkkraft nie mit polternden Verweisen oder dem Stock an, und doch werden sie zur Aufmerksamkeit, zum Nachdenken und zum Behalten gewöhnt. Man lässt sie keine Sprüche und Lieder memorieren, und doch werden eine Menge Sprüche, Sentenzen und Kinderlieder von aller Art ihrem Gedächtnisse einverleibt.» (Seite 16 der Ersten Nachrichten.) Bemerkenswert ist, dass der Sprachunterricht täglich 2 Stunden beansprucht gegenüber 4 Stunden im Seminario von Planta. Ausserhalb der Lektionen dürfen die Zöglinge jeden Tag nur eine bestimmte Sprache sprechen, und zwar: «Montags und Donnerstags nichts als französisch, Dienstags und Freitags nichts als lateinisch, und Mitwochs und Sonnabends nichts als deutsch.» (Seite 25 der Ersten Nachrichten.)

Man unterscheidet im Philanthropin verschiedene Kategorien von Schülern:

1. Kandidaten der Pädagogik;
2. Tischgänger des ersten Tisches;
3. Tischgänger des zweiten oder bürgerlichen Tisches;
4. Famulanten.

Unter diesen Famulanten versteht man Knaben, die sich beispielsweise zu künftigen Kammerdienern, Meisterknechten erziehen lassen. Auf die Kandidaten wird ganz besonders hingewiesen: «Candidaten werden von dem Philanthropin in der allerwichtigsten Absicht eingeladen. Sie sollen hier in der noch so

seltenen und für das Menschengeschlecht allerinteressantesten Kunst, der Pädagogik unterrichtet werden.» (Seite 34.)

Dem «ersten wirklichen Philanthropin» fehlte es nicht an einer Methode, welche viel Gutes und noch für unsere Zeit Geltendes enthielt und also weit besser war als der landläufige Unterricht. Es fehlte jedoch an tüchtigen Erziehern, und, was auch eine Hauptsache war, an Zöglingen. Schon der Umstand, dass gerade Bahrdt in Marschlins Direktor war, brachte die Anstalt in Verruf, zumal in jenen Gegenden, in denen Bahrdt früher gewirkt hatte. Als Salis beispielsweise im August 1775 das «Bernerland durchzog, um Recrouten für seine Pflanzschule zu machen», fand er überall bei «unseren Gelehrten Geistlichen Unwillen über seine Auswahl Herrn Bahrds zum Vorsteher an das Philanthropinum» (J. Keller, S. 26, nach einem Brief von N.E. Tscharner an J. Iselin vom 25. Okt. 1775). In Zürich war man auf die philanthropinische Methode allgemein nicht sehr gut zu sprechen. So hatte Breitinger gesagt, was der Dessauer (Basedow) bringe, sei «eine nicht gar glückliche Anwendung und Erweiterung, oder besser zu sagen, seichte Nachahmung der Comenischen Lehrmethode». (J. Keller S. 27.) Auch im Bündnerland traute man Bahrdt nicht, besonders was den Religionsunterricht betraf.

Unter solchen Umständen fand am 18. Oktober 1775 das Stiftungsfest des Philanthropins statt. Der ganze Verlauf der drei Tage dauernden Feierlichkeiten, sämtliche Reden, die hier gehalten wurden, findet man vereint in einem 68 Seiten umfassenden Büchlein: «Geschichte des Einweihungsfestes des Philanthropins zu Marschlins». Am Morgen des ersten oder eigentlichen Stiftungstages holten die 40 Zöglinge den Fürsorger in seiner Wohnung ab. Dann folgten die ersten Einweihungsfeierlichkeiten. Nachmittags wurden alle Mitglieder des Philanthropins auf das von Bahrdt verfasste «Gesetzbuch» verpflichtet. (Philanthropinischer Erziehungsplan, S. 221 bis 252.) Es ist dies ein Reglement, welches für alle Angehörigen der Anstalt, einschliesslich Fürsorger und Direktor, genau festlegt, wie sie sich zu verhalten haben, und welche Fehler sie meiden müssen. Am zweiten Tage fand ein Examen statt, welches auf die Besucher der Anstalt einen guten Eindruck machte. So fand Kirchberger in einem Brief an Iselin (J. Keller, S. 29) «die Lehrer noch nicht vollkommen in Basedow's

Methode eingeübt. Ich habe indessen unzweifelhaft gesehen, dass junge Leute, welche erst seit kurzer Zeit zu Marschlins waren, sehr beträchtliche Fortgänge gehabt hatten». Bemerkenswert ist die am dritten Tage stattgefundene Einweihung der philanthropinischen Tempel. Vom Schlosshof weg «gieng der Zug, unter dem Gesang: O Weisheit, Göttinn jeder Kunst etc. linker Hand um das Schloss nach dem Berge, der unser Philanthropin vor der Morgenluft deckt, nach den Plätzen, welche der Herr Fürsorger zu Errichtung vier unterschiedner Tempel bestimmt hatte, und welche in der obgedachten vollständigen Nachricht auf das genaueste beschrieben werden sollen. Zuerst zogen wir nach dem Tempel der Weisheit und der Künste, sodann nach dem Tempel der Geschichtshelden, hernach zu dem Tempel der Tugend, und endlich - zum Christustempel. Bey jedem dieser Tempel hielt derjenige Lehrer eine kleine Einweihungsrede, dessen Obliegenheit es künftig seyn wird, alle Sonntage daselbst die versammelten Philanthropinisten zu unterhalten, und ihre Herzen zur Weisheit, zur Tugend, zu edlen Thaten zu ermuntern, besonders aber sie mit Liebe zur Religion Jesu zu beleben.» (Geschichte des Einweihungsfestes, Vorbericht des Herausgebers.) Salis senkte dabei jeweilen den Grundpfahl in die Erde. «Das war die Einweihung», sagt Bahrdt später (Pinloche, S. 324), «und seit jener Zeit blieben die Pfähle stecken, solange ich in Marschlins weilte, ohne dass jemals jemand an die Erbauung dieser Tempel gedacht hätte.»

Im folgenden Jahr, 1776, erschien das versprochene ausführliche Werk über die Marschliner Erziehung: «Philanthropinischer Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins», in welchem die Grundsätze der philanthropinischen Erziehung zu Marschlins noch besser zum Ausdruck kommen. Das Buch umfasst 15 Kapitel:

«I. Rede, von den Eigenheiten eines Philanthropins, und dem ersten Grundsatz einer philanthropinischen Erziehung

II. Körpervervollkommnung

III. Bildung der Sitten

IV. Von philanthropinischen Unterricht in seinem ganzen Umfange

V. Von der sokratischen Lehrart

VI. Von der Veredlung der Seele durch Tugend

- VII. Philanthropinisches Gesetzbuch
- VIII. Von Strafen
- IX. Von Belohnungen
- X. Gericht, Senat
- XI. Philanthropinischer Gottesdienst
- XII. Von allen Arten philanthropinischer Spiele
- XIII. Polizey
- XIV. Verzeichnis aller Ausgaben, welchen die verschiedenen Arten philanthropinischer Lehrlinge unterworfen sind
- XV. Nachrede des Verfassers.»

Aus der Fülle des Stoffes soll hier nur einiges charakteristisches herausgegriffen werden:

Das Hauptziel ist, die jungen Menschen zur Glückseligkeit zu erziehen, aus ihnen fröhliche Menschen zu machen. «Frölichkeit! herrschende Frölichkeit - O Freunde! sie allein ist das Kleinod, nach welchem wir alle streben sollten: denn sie ist - das Ebenbild Gottes, zu welchem wir erneuert werden sollen, und zu dessen Wiederherstellung Jesus Christus die vollkommenste Religion uns gepredigt hat.» (Philanthrop. Erziehungsplan, S. 25.) «Und nun, theuerste Freunde! geliebteste Mitbürger! nun wird es Ihnen gewiss nicht mehr befremdend seyn, wenn ich Ihnen sage, dass unser philanthropinischer Hauptgrundsatz: «Seyd heitere, fröhliche Menschen!» auch der Grundsatz der Religion und das allgemeinste Gesetz der heil. Schrift ist.» (Phil. Erziehungsplan, S. 33.) - «Alles athmet in unserm Philanthropin Heiterkeit und Ruhe. Die Freude hat bey uns gleichsam ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Denn alles, was in unserm Philanthropin ist und geschieht, wirkt unmittelbar auf den grossen Zweck: «fröhliche Menschen zu machen» - Musik - Behandlung der Kinder - ihre Art zu studieren - Methode der Lehrer - die halbstündige Abwechslung ernsthafter und ergötzender Geschäfte - Spiele - alles, was Namen hat, ist auf Vergnügen und Zufriedenheit gestimmt.» (Phil. Erziehungsplan, S. 220.)

Um fröhliche Menschen zu bilden, muss deren Herz der Tugend geöffnet werden. Das Kind ist (wie bei Rousseau) von Natur aus gut, und Aufgabe der Erziehung ist es, den Menschen für sein ganzes Leben vor dem Bösen zu schützen. Dafür wäre es das Beste, wenn das Kind «gleich von den ersten Jahren seines Lebens, unter die Hände eines vernünftigen Erziehers käme» (Phil. Erziehungs-

plan, S. 210). Bereits bei der Betrachtung der «ersten Nachricht» war die Rede davon, wie dem Kind keine Gelegenheit gegeben wird, das Böse zu sehen oder gar auszuüben, und wie die Tugend dem Kinde durch moralische Schauspiele und dergleichen vor Augen geführt wird. Die Kinder müssen ferner systematisch danach trachten, ihre Fehler zu verbessern und auch, ihre Augen für Fehler anderer zu schärfen, damit sie diesen helfen können. Dem moralischen Unterricht sollten auch die vier philanthropinischen Tempel dienen, wobei am Sonntag in einem jeden derselben den Zöglingen aus dem Leben berühmter Männer, die sie sich zum Vorbild nehmen konnten, erzählt werden sollte. Um den Zöglingen das Gute möglichst wertvoll zu machen, ist ein ganzes System von Strafen und Belohnungen aufgeführt. Diese dürfen bloss als Zeichen des Missfallens am Bösen und des Wohlgefallens am Guten wirken, sonst sind sie wertlos. «Belohn ich den Knaben blos mit Esswaaren, Geld und dergl. so wird er lohnsüchtig und eigennützig oder heuchlerisch: denn ich ziehe damit sein Nachdenken von den Gedanken der Ehre zurück; hingegen wann ich ihn mit einem Zeugnissbillett, mit einem Ordensbande etc. belohne, so sieht er, dass das an sich nichts reelles ist; und folglich ist seinen Blicken Aussicht auf Lob und Beyfall der Rechtschaffnen, womit er seine Tugend gekrönt siehet, so offen, dass er sie» (die Tugend) «nicht verfehlen kann» (Philant. Erziehungsplan, S. 216).

Das Philanthropin kannte zwei Höchstbelohnungen für die Zöglinge, den Orden des Fleisses und den Orden der Tugend. Die fleissigen Schüler bekamen nach jeder Lektion vom Lehrer ein Billett mit dessen Namen. War der Zögling unartig gewesen, so verweigerte ihm der Lehrer das Billett. Sonntags sammelte man die Billetts ein. Für 50 derselben erhielt ein Zögling einen Punkt auf der Meritentafel des Fleisses in Gestalt eines weissen Nagels, der neben seinem Namen eingeschlagen wurde. Waren ihm während der Woche Billetts verweigert worden, so genügten fünf solcher Vorkommnisse, um einen weissen Punkt zu verlieren, d. h. es wurde auf der Tafel des Fleisses bei seinem Namen ein schwarzer Nagel eingeschlagen. Für 100 weisse Punkte war der Orden des Fleisses ausgesetzt, nämlich eine silberne Pflugschar an schwarzer Seidenschleife, und nebenbei wurde dem Zögling noch das monatliche Taschengeld um die Hälfte erhöht, und er gewann

ausserdem noch zehn Punkte auf der Tafel der Tugend. Das Reglement dieses letztern Ordens lautete ähnlich wie das für den Orden des Fleisses. Der Orden der Tugend selbst bestand aus einem goldenen Kreuz an weisser Schleife. Auch hier gab es eine Meritentafel der Tugend, die neben derjenigen des Fleisses an gut sichtbarer Stelle in der Galerie des Schlosses hing, damit jedermann, Einheimische und Fremdlinge, die Beschaffenheit eines jeden Schülers jederzeit genau vor Augen haben können.

Neben diesem Belohnungssystem herrschten ganz bestimmte Ansichten über die Strafen. Das Ideal sind Strafen als natürliche Folgen der Sünde, so wie Gott die Menschen straft. Aber da dieses Ideal nie erreicht werden kann, so müssen alle künstlichen Strafen notwendigerweise unvollkommen sein. Strafe ist also ein notwendiges Übel. Aber immerhin behauptet Bahrtdt, dass die Strafen im Philanthropin besser seien als anderswo. Die Kinder dürfen unter keinen Umständen geschlagen werden. Die auferlegten Strafen sind vielmehr: Geldbussen, Freiheitsstrafen, wie Einsperren und dergl., Ehrenstrafen, wie z. B. der sog. Schreyer, welcher bei harten Vergehungen angewandt wurde und darin bestand, dass ein Waisenknabe mittags und abends beim Essen in Anwesenheit Aller den Namen des Übeltäters, sowie die Art der Verfehlung ausrief und mit einem dreimaligen «Pfui» schloss. Ferner teilweiser Mahlzeitenentzug bis auf Brot und Wasser, vorübergehender Ausschluss aus dem Verkehr mit den Kameraden und als letzte Art die Relegation, d. h. Ausstossung aus der Anstalt.

Die Kinder sehen also, dass Tugendhaftigkeit bei den Mitmenschen geschätzt wird und also etwas ist, was nicht zu verachten ist. In manchen Fällen soll den Kindern auch Gutes direkt angewöhnt werden. Da durch das Belohnungssystem beispielsweise ein unaufmerksamer Knabe angeregt wird, «nicht mehr zu plaudern, nicht mehr zu necken - wird der nicht endlich das Gute gewohnt werden? Wird sich nicht zuletzt der Scheinflaiss in wirklichen Fleiss verwandeln? Wird nicht endlich aus vielen einzeln guten Handlungen *Fertigkeit* werden?» (Philant. Erziehungsplan, S. 284). Vom ethischen Axiom: Das Gute um seiner selbst willen hält Bahrtdt nichts. «Das Gute um sein selbst willen!» - Freunde - denkt selbst-nach! Es ist ästhätischer Klingklang, und weiter nichts. Es ist ebenso wie jene mystische Liebe gegen Gott, deren Verthei-

diger von uns fordern, man solle Gott um sein selbst willen lieben, nicht deswegen, weil er uns glücklich macht und machen will.» (Philant. Erziehungsplan, S. 283.) Durch diesen Ausspruch ist auch die Stellung zur Religion gekennzeichnet. Die kindliche Liebe zu Gott soll aus eigener Überzeugung entstehen. Diese Überzeugung gewinnen die Kinder vor allem in der Naturkunde. Sie lernen die Güte Gottes aus seinen Schöpfungen erkennen. Nur dann kann «das Herz mit Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegen seinen Schöpfer erfüllt werden, wann es aus seinen Werken von seiner Macht, Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit überzeugt, und auf das innigste gerührt und durchdrungen wurde» (Philant. Erziehungsplan, S. 82).

Der körperlichen Erziehung wird im Philanthropin grosse Sorgfalt gewidmet. Ein gesunder Körper ist die Grundlage der irdischen Glückseligkeit. Die Zöglinge geniessen Unterricht in der «Theorie der Gesundheitspflege». Daneben haben sie Gelegenheit, in der mannigfaltigsten Weise ihren Körper zu stählen und abzuhärten, wovon schon früher die Rede war. Hand in Hand mit der körperlichen Erziehung geht die Bildung guter gesellschaftlicher Sitten. Darunter versteht man: «die Verschönerung des Äusserlichen. Gang, Stellung, Geberden, Mienen, Ton - bey der Mahlzeit, in Gesellschaften, in Gegenwart vornehmer Personen - alles, was am Menschen in die Augen fällt, muss überall an unsern Zöglingen so seyn, wie es in der feinern Welt, unter Leuten von Geschmack gebilligt wird» (Philant. Erziehungsplan, S. 49). Dieser Aufgabe hat besonders der Inspektor obzuliegen, ferner jeder Lehrer, welcher sich einige Zöglinge «gleichsam zu seinen Vertrauten» wählt, auch Direktor und Fürsorger, indem sie bald diesen, bald jenen zur Tafel einladen. Ausserdem machen diejenigen Schüler, die «bereits einiges Lob der feinen Lebensart sich erworben haben», den vornehmen Personen im Schlosse ihre Aufwartung, indem sie sich erkundigen, ob dieselben irgendwelche Befehle hätten. «Bey dieser Visite, an der auch die Damen des Schlosses Theil nehmen, wird alles gemustert, was nur einigermassen in die Augen fällt. Gang, Stellung, Verbeugungen, Ausdrücke in den Komplimenten» usw. (Philant. Erziehungsplan, S. 51). Ein Zögling, bei dem alle diese Einrichtungen nichts fruchten, bekommt einen seiner «vorzüglich gesitteten Mitschüler als Vormund», welcher den Auftrag hat, «ihn stets zu beobachten, und so oft er ihn auf seinem Fehler erblickt,

entweder zu zupfen oder auf ähnliche Art zu erinnern» (Philant. Erziehungsplan, S. 52).

In der grössten Ausführlichkeit ist die Verstandesbildung geschildert. Es kommt auf folgende drei Hauptpunkte dabei an:

1. Auswahl des Stoffes
2. Ordnung des Stoffes nach der kindlichen Erfassungsfähigkeit im verschiedenen Alter
3. Methode

Bei der Auswahl des Stoffes wird auf dessen Nützlichkeit gesehen. Es soll nur das gelehrt werden, was dem Zögling praktisch nützt. Die griechische Sprache wird nur den zukünftigen Gelehrten beigebracht. Lateinisch müssen alle lernen, wenn auch diejenigen, die nicht zu Gelehrten bestimmt sind, es blos bis zum «fertigen Plaudern» bringen müssen. Hier verteidigt Bahrtdt das Nützlichkeitsprinzip ausdrücklich und sagt: «Die Ursachen, warum wir von allen unsern Schülern dieses wenige fordern, sind theils, weil sonst die so nützlichen Sprachtage» (an jedem Wochentag durften Zöglinge und Lehrer ausser den Lehrstunden nur eine bestimmte Sprache reden, an einem Tag nur deutsch, am nächsten nur französisch usw.) «nicht mit der nöthigen Strenge gehalten werden könnten, theils, weil so viel Kenntniss der lateinischen Sprache jedem Menschen nöthig ist, der zur Noth in Ländern, deren Sprache er nicht versteht, will reisen können, theils endlich, weil die lateinische Sprache die Erlernung der französischen, englischen, italiänischen und spanischen ungemein erleichtert.» (Philant. Erziehungsplan, S. 76.) Daneben denkt Bahrtdt, wie nützlich er der menschlichen Gesellschaft wäre, wenn das Lateinische Universalsprache würde und die Kinder aller Länder neben der Muttersprache nur noch das Lateinische zu lernen hätten. «*Ein* Mensch könnte sich dann *allen* mittheilen. Die Produkte eines ausländischen Genies könnten Tausende geniessen, wo jetzt nur wenige Theil nehmen, darunter sich noch die meisten mit einer versauerten Übersetzung behelfen müssen» (Philant. Erziehungsplan, S. 78). Diese Betonung der Nützlichkeit treffen wir in allen andern Fächern auch an. Bemerkenswert ist, dass, ebenfalls aus utilitaristischen Gründen, das Fach «Haushaltungskunst» in den Lehrplan aufgenommen wurde. Hier lehrt man im grossen und ganzen die Gesetze, «nach denen ein weiser Hausvater verfahren

muss, um nicht durch Unwissenheit irre geführt, durch fremde List betrogen, durch unzeitige Sparsamkeit beschädigt, oder durch Vorurtheile zu Fehlritten verleitet zu werden. (Philant. Erziehungsplan, S. 104.)

Die Ordnung des Stoffes geschieht nach folgendem Prinzip: «Wie sich die Seele entwickelt; wie sie selbst anfängt, eine Kraft nach der andern in Thätigkeit zu setzen, so muss der Lehrer den Wirkungskreis einrichten, in dem die Kräfte sich äussern sollen» (Philant. Erziehungsplan, S. 58.) Es genügt also nicht mit der Forderung: Einfache Ideen vor den zusammengesetzten; sinnliche vor den abstrakten; besondere vor den allgemeinen. Mit Rücksicht auf die Entwicklung des kindlichen Verstandes unterscheidet Bahrtdt verschiedene Bildungsstufen des Verstandes:

1. Stufe: Begriffsbildung. Das Kind lernt zahlreiche Dinge kennen, zunächst durch seine Sinne und erst zuletzt die abstrakten.
2. Stufe: Förderung der Beobachtung. Das Kind lernt die Form, die Zusammensetzung der Dinge kennen. Es muss diese Dinge zeichnen und über sie sprechen.
3. Stufe: Förderung der Beurteilungskraft. Das Kind lernt die Eigenschaften der Dinge kennen, lernt daraus Schlüsse ziehen und aus einzelnen Erfahrungen allgemeine Sätze abzuleiten.
4. und oberste Stufe: Förderung der Überschauungskraft, also der Fähigkeit, einzelne Stoffgebiete im Zusammenhang zu kennen und zu überblicken.

Diese letzte Fähigkeit wird vor allem durch die sogenannte «Klassificircharten» gefördert. Das sind kleine Spielkarten, wovon jede beispielsweise den Namen einer Tierart trägt, von der das Kind in den Lektionen etwas gehört hat. Diese Karten werden vom Lehrer durcheinandergemischt, und das Kind muss sie dann in systematische Ordnung bringen, d. h. wieder so aufeinanderlegen, dass die daraufgeschriebenen Arten in systematischer Reihenfolge aufeinanderfolgen.

Als Unterrichtsmethode wendet Bahrtdt die sogenannte «Sokratische Lehrart» an, von der er behauptet, dass sie noch niemand theoretisch behandelt habe. Sie sei kein blosses Frag- und Antwortspiel. Sie bestehe ebensowenig aus Fragen, auf welche der Zögling immer nur mit ja oder nein antworten kann. Die sokra-

tische Lehrart soll das gerade Gegenteil von der bisherigen Lehrmethode sein. «Man war gewohnt, den Lehrlingen erst einen Begriff zu sagen, und denselben sodann zu zergliedern und zu erklären, oder einen Satz, und hernach ihn zu beweisen. Diess ist bey dem Sokratiker umgekehrt. Er gibt erst den Beweis, und lässt den Lehrling selbst den Satz durch Folgerung herausbringen; oder er legt ihm erst die Theile eines Begriffes vor, und lässt sie ihn nach und nach selbst zusammensetzen, so dass der Lehrling glaubt, er sey durch eignes Nachdenken auf den Begriff gekommen, und er habe ihn seiner Erfindung zu danken.» (Philant. Erziehungsplan, S. 120.) Es darf nichts gelehrt werden, was der Zögling nicht versteht. Nichts darf blosses Gedächtnisgut bleiben; alles muss Eigentum der Seele werden. Es ist Sünde, dem Zögling etwas, was er lernen sollte, direkt zu sagen, ihm eine Meinung aufzudrängen. Man lässt ihn selbst urteilen. Man leitet seinen Verstand, aber man zwingt ihn nicht. Dabei muss der Sokratiker überall die Miene des Mitlernenden zeigen. Er muss sich unter die Schüler hinsetzen «wie einer ihrer ältern Gespielen, dem man es zwar ansieht, dass er mehr weiss wie die andern, der aber doch auch noch nicht allwissend ist» (Phil. Erziehungsplan, S.178). Seine Sprache soll kindertümlich sein, und er darf nie unwillig werden, wenn das Kind falsch antwortet. Die sokratische Methode verlangt vom Lehrer sehr viel. Sie setzt bei ihm «ein sehr glückliches Genie, und neben dem, das beste Herz, die sanfteste Seele, die reinste Liebe zu Kindern, und die völligste Gewalt über Affekte, Mienen und Ausdruck voraus,» (Philant. Erziehungsplan, S. 196) und Bahrtd kann, nebenbei gesagt, nicht umhin, zu behaupten, dass einige solcher Männer bereits Lehrer im Philanthropin zu Marschlins seien. Sehr überzeugend weiss Bahrtd auf Seite 200 des Erziehungsplanes die Vorteile dieser Methode zu schildern: «Hier sitzt der kleinste Knabe mit unverwandtem Blicke, horcht mit nacheifernder Begierde auf alle Fragen, hascht nach jedem Gedanken, den der Lehrer durch seine Fragen in ihm aufweckt, freut sich jeder Antwort, als seiner eigenen Erfindung, und denkt am Ende der Lehrstunde schon wieder auf die folgende, wo er die übergebliebenen Aufgaben seinem Freunde auflösen helfen will.» Neben dieser Unterrichtsmethode kennt das Philanthropin eine Menge Spiele, durch welche auf die leichteste Weise nützliche Dinge gelernt

werden sollen, und die zu gleicher Zeit die Fröhlichkeit und Heiterkeit des Gemüts fördern. Bahrdr warnt zwar vor Übertreibung, davor, mit Kindern immer nur zu spielen und «alles wissbare der Seele nur vorzutändeln. Denn dies entwöhnt das Kind, von Jugend auf, von allen ernsthaften Beschäftigungen» (Philant. Erziehungsplan, S. 200). Aber trotzdem führt er 70 verschiedene Spiele auf, und gerade im ersten Sprachunterricht spielten sie eine sehr grosse Rolle. Am krassesten gilt dies vom Fremdsprachunterricht, wo Bahrdr folgendermassen vorgeht: «Sobald nur einiger Fortgang im Lesen bemerkt wird, nehmen wir diejenigen Sprachspiele zur Hand, welche unter Kap. 12, unter den Numern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18 verzeichnet stehen. Es wird auf diese Spiele täglich eine halbstündige Lektion verwendet.» (Philant. Erziehungsplan, S. 73.)

Dies sind einige Grundsätze aus der Fülle von Ideen, die der «Philanthropinische Erziehungsplan» enthält. Bahrdr bekennt zwar (Pinloche, S. 319), es seien «nicht ein Drittel von all den schönen Unterrichtsmethoden, den gymnastischen Übungen usw., die darin aufgeführt sind, angewendet worden», er selbst habe «auf höhern Befehl des Fürsorgers gelogen, wie kein Schriftsteller bisher gelogen hätte» «Was er am besten verstand» fügt Schlichtegroll bei (Pinloche, S. 319, nach Schlichtegrolls Nekrolog, Supplementband, S. 36). Ausserdem behauptet Pinloche, der ja ohnehin auf Bahrdr nicht gut zu sprechen ist, der ganze Erziehungsplan sei bloss eine schlecht verdaute Analyse des Elementarwerks von Basedow. Aber sei dem wie es wolle, die Ideen bleiben dieselben, und es ist begreiflich, dass nicht alles verwirklicht werden konnte in einer Zeit, als das Philanthropin die letzten verzweifelten Anstrengungen zum Weiterbestehen machte. Diese sollten aber nichts nützen.

Als Salis eines Tages dem Direktor seine Unzufriedenheit über den Gang des Institutes ausdrückte, kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern, nach welcher Bahrdr sich entschloss, Marschlins zu verlassen. Der Zürcher Pfarrer Lavater, ein treuer Freund von Salis und des Philanthropins, besuchte die Anstalt und raffte sich zu einem letzten Versuch auf, sie zu retten. «Das Philanthropin zu Marschlins», schreibt er, «-Ein Institut, dessen Vollkommenheit der Menschheit Ehre gemacht hätte,

befindet sich gegenwärtig in einem Zustande, - dessen Fortdauer, mit der Fortdauer seiner Selbst, nicht bestehen kann.» Von fünf Seiten müsse geholfen werden. Das Institut braucht:

- a) Bessere und mehrere Lehrer, als izzt da sind. -
- b) Mehrere Schüler.
- c) Ein beständiges gutschprechendes und aufsichthabendes Direktorium. -
- d) Und ein Fond zur Bestreutung unzähliger Auslagen, die nicht von den Schülern hergeholt werden können.
- e) Und endlich - ein Haushalter, der die Oekonomie und deren unglaubliches Detail des Ganzen, täglich mit der gewissenhaftesten Genauigkeit besorgt. -

Habt Geduld, edlere Menschen, uns anzuhören - und wo nicht zu trösten - und zu helfen; doch mit uns zu weinen» und weiter unten: «Nicht dringend wollen wir mit dem Publikum reden. Die Sache redet für sich. - Nur die Namen der künftigen Elever - die man uns anvertrauen will, dem izzigen Herrn Fürsorger, oder mir, eingesandt, und für das übrige, spricht vor Gott und dem Publikum, im Namen des Direktoriums gut -

Ein schwacher aber redlicher Freund des Philanthropins
J. C. Lavater, Pfarrer des Waysenhaus

Zürich, den 5. Octobr. 1776»

(J. C. Lavater, Schreiben an das Publikum)

Die Tatkraft des Fürsorgers aber war gelähmt. Zentnerschwerer Kummer laste auf ihm, schrieb er nach Karlsruhe (an Hofrat Boeckmann, 10. Nov. 1776. Laut J. Keller, S. 49). Sein Philanthropin sei nicht so, «wie man es der Welt angekündigt, nicht wie es sein sollte, nicht wie ich es wünsche. . . . Noch mehr - ich habe die Hoffnung verloren, es jemals in diesen Zustand der Vollkommenheit setzen zu können, weil meine schwachen Kräfte fast erschöpft sind . . . » Und Pinloche (S. 328) führt aus dem gleichen Brief an: «Ich beklage das Schicksal Basedows wie das meine. Wir haben zuviel auf das Publikum gezählt. Wir haben dieses nach unserm eigenen Herzen beurteilt. Aber niemand glaube deshalb, ein Philanthropinum sei ein Traum ohne Gehalt.»

Dieser Brief ist das letzte Dokument der Anstalt. Kurze Zeit nachher wurden die letzten Schüler an ihre Familien zurückgeschickt.

Literatur

- Rektor Keller in Aarau: Das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins.
Nachricht von dem zu Haldenstein in Bündten errichteten Seminario (1761).
Umständliche Nachricht von dem in der Freyherrschaft Haldenstein in Bündten errichteten Seminarium (1763).
Helvetische Gesellschaft: Verhandlungen 1766: Geschichte und Beschreibung des Seminarii in der Frey-Herrschaft Haldenstein nahe bey Chur, in Bündten.
Helvetische Gesellschaft: Verhandlungen 1770: Send-Schreiben des Herrn von Salis an die Helvetische Gesellschaft, die Verpflanzung des Haldensteinischen Seminarii nach Marschlins betreffend.
Pinloche A.: La réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle. Basedow et le Philanthropisme.
J. Keller, Seminardirektor in Wettingen: Das Philanthropinum in Marschlins.
Brief des Herrn Ulysses von Salis, von Marschlins an Väter und Kinderfreunde
Erste Nachricht. Von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins.
Geschichte des Einweihungsfestes des Philanthropins zu Marschlins.
Philanthropinischer Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins.
Lavater: Schreiben an das Publikum.